

Der Pilger und die Fremden. Ibn Dschubair über christlich-muslimische Koexistenz

Jan-Niklas Graf

„Der Wunsch ein Pilger zu sein, ist tief in der Natur des Menschen verwurzelt. Selbst dort zu stehen, wo jene einst standen, die wir verehren [...], verleiht uns ein Gefühl mystischen Zusammenhangs mit ihnen und ist handgreiflicher Ausdruck unserer Huldigung.“¹ So interpretierte und definierte Johannes Lehmann 1976 Motivation und Selbstverständnis von Pilgerreisenden. Die Thematik des Pilgerns hat seit jeher eine große Bedeutung für die beiden großen Weltreligionen Islam und Christentum. Gläubige Muslime pilgern auch heute in ihre heilige Stadt Mekka, um in ihrem Leben einmal an dem Haddsch, der wichtigsten muslimischen Pilgerfahrt, teilgenommen zu haben. Ein Teil der Jakobswege, mit der bedeutendste christliche Pilgerweg, verläuft quer durch Deutschland, an Dortmund vorbei, bis zur Kathedrale von Santiago de Compostela in Spanien. Die Tradition des Pilgerns existiert, seitdem es Christentum und Islam gibt und ist auch heute, wie man sieht, noch aktuell. Genauso existent waren allerdings durch die Jahrhunderte auch immer wieder Glaubenskriege und Kreuzzüge. Diese wurden in der Annahme geführt, durch den Glauben berechtigt und von Gott befehligt zu sein, andere Länder zu missionieren und sie dem eigenen ‚einzig wahren‘ Glauben zu unterwerfen. Dennoch zogen in diesen Kriegszeiten christliche und muslimische Pilger gleichzeitig zu den heiligen Stätten im Nahen Osten. Diese christlich-muslimische Koexistenz, für die sich z.B. in den Reiseberichten des muslimischen Reisenden Ibn Dschubair² aus dem 12. Jahrhundert einige interessante Hinweise finden, ist beispielsweise, wenn vor Augen geführt wird, wie verfeindet die beiden Religionsgruppen, die Muslime und die christlichen Franken, und ihre Herrschaftsgebiete waren. Daher ist zu fragen, weshalb es unter den beiden Gruppen zu keiner religiösen Annäherung, dennoch aber zu friedlich koexistierenden Pilgerreisen kommen konnte. Diese Koexistenz bestand vor allem immer dann, wenn Muslime und Christen auf ihrer Pilgerreise aufeinanderstießen, was durch die Signifikanz der Stadt Jerusalem und anderer gemeinsamer Pilgerziele in den umliegenden Gebieten unvermeidlich war. Auch die Reise dorthin führten viele Muslime und Christen auf denselben Routen und über dieselben Reisemittel, beispielsweise

¹ Zitat nach Steven Runciman: Geschichte der Kreuzzüge, München 2008, S. 38.

² Ibn Dschubair, Tagebuch eines Mekkapilgers, hg. und übers. von Regina Günther (Bibliothek Arabischer Erzähler, hg. von Gernot Rotter), Stuttgart 1985, im Folgenden zitiert als: Dschubair: Tagebuch.

bei der Mittelmeerüberquerung. Der Wortursprung des Begriffs des Pilgers liegt im lateinischen Wort *peregrinus*, was für sich so viel wie ‚der Fremde‘ bedeutet. So wurde zunächst einmal jeder, der nicht der eigenen Gemeinschaft oder dem persönlichen Umfeld angehörte, als Pilger bezeichnet. Es dauerte daher auch einige Zeit, bis sich die wortgeschichtliche Entwicklung dahingehend gewandelt hatte, dass man unter dem Begriff nur noch die Personen verstand, die ausschließlich auf der Reise zu heiligen Städten waren.³ Bis zum dritten Kreuzzug im Jahr 1189 wurden auch die Kreuzritter auf den Kreuzzügen als Pilger bezeichnet, bis sich die Bezeichnung *cruce signatus* – ‚mit dem Kreuz gekennzeichnet‘ durchgesetzt hat, woraus sich dann die Begriffe Kreuzzug, Kreuzfahrer und Kreuzritter entwickelten.⁴

Als Ur- und Stammvater des Pilgerns gilt, sowohl im christlichen als auch im muslimischen Glauben, Abraham. Seine biblisch überlieferte Wanderung durch die Wüste ins verheißene Land wird auch als erste Pilgerreise verstanden.⁵ Schon seit dem vierten Jahrhundert sind christliche Pilgerreisen dokumentiert. Jerusalem hatte sowohl damals wie auch heute eine Sonderstellung inne, was mit Jerusalems Prägnanz in der Bibel und anderen religiösen Schriften begründet ist, und wird daher auch als Urpilgerort der Christenheit bezeichnet. Diese christlichen Pilgerreisen wurden allerdings seit der muslimischen Expansion im siebten Jahrhundert deutlich schwieriger und nahmen erst wieder in der Zeit der Kreuzzüge zu. Hier erscheint es interessant und nicht selbstverständlich, dass christliche Pilgerreisen dorthin trotzdem möglich waren. Trotz der möglichen Gefahren nahmen viele Christen den Weg auf sich und pilgerten in den Orient, dorthin wo Jesus Christus laut ihrem Glauben gewirkt haben soll.

Der so genannte Haddsch ist die wichtigste islamische Pilgerreise und die letzte der fünf Säulen des Islams. Diese fünf Säulen bestehen aus dem Bekenntnis, dem Gebet, der Almosensteuer und dem Fasten sowie zuletzt eben der Haddsch, der Pilgerfahrt nach Mekka, welche jeder gläubige Muslim einmal im Leben begangen haben sollte. Diese Fahrt kann nur an bestimmten Tagen im Jahr, vom 8. bis 12. Dhu I-Hiddscha

³ Klaus Herbers: Formen und Motive mittelalterlichen Pilgerns, in: Christian Kurrat/Patrick Heiser (Hgg.): Pilgern gestern und heute, Soziologische Beiträge zur religiösen Praxis auf dem Jakobsweg, Berlin 2012, S. 75-90, hier S. 75, im Folgenden zitiert als: Herbers: Motive.

⁴ Rudolf Suntrup: Art. Typologie, in: Der Neue Pauly, Online-Ausgabe 2006, URL: http://dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e15306250 (18 Feb. 2021).

⁵ Christian Kurrat/Patrick Heiser: Pilgern gestern und heute. Eine Einleitung, in: Christian Kurrat/Patrick Heiser (Hgg.): Pilgern gestern und heute, Soziologische Beiträge zur religiösen Praxis auf dem Jakobsweg, Berlin 2012, S. 7-18, hier S. 7.

unternommen werden. Das ist der zwölfte und letzte Monat des islamischen Kalenderjahres. Im gregorianischen Kalender wird der Haddsch vom 28.07. bis 02.08. abgehalten. Der Haddsch geht zurück bis ins Jahr 632, das Ritual selbst geht zurück bis in vorislamische Zeiten.⁶

Neben Mekka ist aber Jerusalem für die Muslime einer der wichtigsten und heiligsten Orte ihres Glaubens, was seit jeher eine Vielzahl von Muslimen nach Jerusalem pilgern lässt. Die im 12. Jahrhundert unter anderem daraus resultierenden Aufeinandertreffen der verschiedenen Religionsgemeinschaften in Jerusalem und auf dem Weg dorthin sollen im Folgenden behandelt werden. Dabei ist zu bedenken, dass im Mittelalter eine nicht geringe Menge von muslimischen Pilgern auch aus Westeuropa kam. Zwar waren Nord-, West- und Mitteleuropa durch die römisch-katholische Kirche christlich geprägt, doch im muslimisch geprägten Süden der iberischen Halbinsel aber, der im arabischen Raum Al-Andalus genannt wurde und seit 929 dem Kalifat von Cordoba unterstellt war, lebten viele Einwanderer aus dem Nahen Osten und Afrika, welche oft im familiären Stammesverbund auf die iberische Halbinsel ausgewandert waren. So auch die Vorfahren Ibn Dschubairs, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts seine Pilgerreise gen Osten antrat.⁷

Ibn Dschubair al Kinani war ein andalusischer Beamter und Poet. Er erlangte vor allem durch seine Reiseberichte Bekanntheit. Geboren wurde Ibn Dschubair al Kinani im Jahre 1145 in Valencia in eine Familie aus dem Stamm der Kinana, welche im Jahr 740 aus der Gegend Mekkas in den muslimisch geprägten Süden der iberischen Halbinsel umgesiedelt war. Verstorben ist Ibn Dschubair im Jahr 1217 in Alexandria, wohin ihn seine letzte Reise führte.⁸ Sein Vater war Beamter, über die Mutter ist nichts überliefert. Seine Schulbildung bestand vor allem aus Religionswissenschaften, aber auch Literaturwissenschaften und Poetik. Seine Bildung und sein Wissen brachten ihm eine Position als Sekretär des Gouverneurs von Granada ein. Vom Gouverneur Abu Said Uthman wurde er, wie er selbst berichtet, eines Tages in die Versuchung gebracht, Wein zu trinken und konnte dieser auch nicht widerstehen. Zur Sühne seiner begangenen Sünde und finanziert durch eine Spende des Gouverneurs, verpflichtete er sich, seinen Haddsch anzutreten. Und so unternahm er

⁶ Vgl. Arent Jan Wensinck/Jacques Jomier/Bernard Lewis: Art. Hadjdj, in: Encyclopaedia of Islam. New Edition, Bd. 3, Leiden 1971, S. 31-38.

⁷ Zu Ibn Dschubair vgl. Yann Dejugnat: Art. Ibn Jubayr, in: Encyclopaedia of Islam, THREE, Online-Version 2017, URL: http://dx.doi.org/10.1163/1573-3912_ei3_COM_30845 (20.05.2021).

⁸ Regina Günther: Einführung, in: Ibn Dschubair, Tagebuch eines Mekkapilgers, hg. und arab.-dt. übers. von Regina Günther, Stuttgart 1985, S. 9-14, hier S. 10, im Folgenden zitiert als Günther: Einführung.

eine erste Reise, die von Februar 1183 bis April 1185 dauerte.⁹ Granada verließ er im Februar 1183 zusammen mit seinem Reisegefährten und Freund Ahmad Bin Hassan.¹⁰ Aus seiner Heimat reiste er zuerst nach Ceuta und von da via Schiff weiter bis nach Alexandria, weit an den Routen der ersten Kreuzzüge vorbei. Ägypten, Syrien und angrenzende Gebiete der arabischen Welt waren damals (1170-1180) gerade von Saladin zum Ayyubiden-Sultanat vereinigt worden.



Abb. 1: Mittelmeerländer zur Zeit des 1. Kreuzzugs und nach dem 4. Kreuzzug (Friedrich Wilhelm Putzger: Historischer Schul-Atlas, 41. Aufl., Bielefeld/Leipzig 1918, S. 16, URL: <http://gei-digital.gei.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:0220-gd-5464291> (12.06.2021).)

Dort angekommen wurden die Reisenden von Beamten des Gouverneurs von Alexandria aufgefordert, die übliche Almosensteuer zu verrichten, was Teilen der Mitgereisten große Probleme einbrachte, da sie kaum mehr als die Mittel für ihre Pilgerreise bei sich hatten. Auch die Namen und ihre Kennzeichen sowie die Herkunfts-

⁹ Günther: Einführung, S. 10.

¹⁰ Ebd., S. 9.

länder und ihre Kennzeichen wurden durch die Beamten aufgenommen und vermerkt.¹¹ Die mitgebrachten Waren wurden außerdem verzollt und die Reisenden mussten unter Eid bezeugen, keine weitere unverzollte Ware mitgebracht zu haben. Das Ende dieser Szenerie beschreibt Ibn Dschubair wie folgt: „Während dieser Zeit verschwanden viele Dinge in dem Durcheinander der Hände und dem ständig wachsenden Gedränge. Schließlich wurden wir nach dieser entsetzlichen Szene der Erniedrigung und Schande entlassen.“¹² Das verdeutlicht, wie unangenehm und verachtenswert er dieses Verhalten der muslimischen Beamten empfand und dass er sich durch seine Glaubensbrüder gedemütigt fühlte. Diese Geldmacherei sieht Ibn Dschubair offenbar als Fehlverhalten der Zöllner und nicht durch den Herrscher Saladin gewollt, da er weiter schreibt: „Dies ist ganz gewiss eine Angelegenheit, die vor dem großen Sultan, der unter dem Namen Saladin bekannt ist, verborgen bleibt.“¹³ Seine Zuneigung zu eben diesem Sultan Saladin wird in der Fortsetzung der Passage deutlich: „Denn wenn er davon wüsste, er, über dessen Gerechtigkeitssinn und Güte berichtet wird, so würde er es sofort unterbinden. In dem Land des Sultans fanden wir nichts schlechtes, das man erwähnen könnte, außer dieser Behandlung, die auf das Verhalten der Zollbeamten zurückzuführen ist.“¹⁴ Dieser Herrscher Saladin eroberte, nur wenige Jahre nach Dschubairs ersten Pilgerreise, im Jahr 1187 Jerusalem zurück und integrierte es in sein muslimisches Reich.

Besonders erwähnenswert waren für Ibn Dschubair die imposanten und modernen Städte, die er dort besuchte, mit ihren Bauwerken, sowohl überirdischer wie auch unterirdischer Art. Die Wasserversorgung, unterhalb der Häuser verlaufend, und die beachtliche Architektur ließen Ibn Dschubair regelrechte Lobeslieder auf den Sultan Saladin singen. Ebenso bewunderte er die Versorgung der Kranken und Schwachen in den extra dafür errichteten Krankenhäusern mit Ärzten und Pflegenden. Generell lobt Dschubair in seinen Texten die staatliche Fürsorge für die Einwohner Alexandrias, ganz gleich ob es um die Versorgung im Gesundheitswesen, die Unterstützung der Armen oder die Lehr- und Bildungseinrichtungen geht. Aber auch Fremde waren in Alexandria stets willkommen und wurden mit Lebensmitteln und anderem versorgt.¹⁵ Alexandria wird beschrieben als die Stadt Gottes mit den meisten Moscheen des Landes. Auch für diese gab es vom Sultan enorme Zuwendungen.

¹¹ Dschubair: Tagebuch, S. 23.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., S. 25.

So hatte jede Moschee einen eigenen, vom Sultan entlohten Imam.

Von Alexandria aus reiste Ibn Dschubair zunächst nilaufwärts über das Rote Meer nach Mekka, um seinen Hadsch zu vollenden, und zog dann über Bagdad und Mosul nach Damaskus und damit in die Nähe der Kreuzfahrerterritorien Tyrus und Akkon. Die Abreise aus Damaskus fand in Karawanen muslimischer Kaufleute statt, welche mit Waren in Richtung Akkon unterwegs waren.¹⁶ Ibn Dschubair notiert zu dem folgenden Reiseabschnitt: „Eine der größten Eigentümlichkeiten in der Welt ist, daß muslimische Karawanen in die fränkischen Länder ziehen, während Franken als Gefangene die muslimischen Länder betreten.“¹⁷ Ibn Dschubair betont hier das in der Tat bemerkenswerte Faktum, dass Pilger und Händler ungeachtet der laufenden militärischen Auseinandersetzungen frei und ungehindert reisen konnten. Er bezieht dies insbesondere auf die Kreuzfahrerterritorien, die den Karawanen weiterhin offen standen. Doch galt dies weitgehend auch in muslimischen Herrschaftsgebieten. Der Herrscher Saladin, so berichtet Ibn Dschubair, kämpfte in dieser Periode gegen die Franken, besiegte sie und befreite muslimische Gefangene; alle Mitstreiter Saladins durften so viel plündern und behalten, wie sie konnten.¹⁸ Doch wurden auch immer wieder Waffenstillstandsverträge geschlossen, die unter anderem den freien Zugang zu heiligen Stätten garantierten.¹⁹

Ibn Dschubair berichtet, dass sich das Leben der ländlichen Bevölkerung sich in der Form gestaltete, dass den Muslimen meist die Häuser und Höfe gehörten, die mit den Franken gemeinsam beackert wurden. Dafür bekamen die Christen gegen eine geringe Kopfsteuer die Hälfte der Ernte.²⁰ Dort gab es keinerlei Schwierigkeiten zwischen den fränkischen Christen und den Muslimen, was von großer Bedeutung für die Frage der friedlichen Koexistenz ist. Allerdings schreibt Ibn Dschubair auch: „Möge Gott uns vor solchen Verführungen bewahren.“²¹ Er beklagt, dass die Mus-

¹⁶ Ebd., S. 221.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd., S. 222.

¹⁹ Vgl. allgemein Michael A. Köhler: *Allianzen und Verträge zwischen fränkischen und islamischen Herrschern im vorderen Orient. Eine Studie über das zwischenstaatliche Zusammenleben vom 12. bis ins 13. Jahrhundert* (Studien zur Sprache, Geschichte und Kultur des islamischen Orients 12), Berlin/New York 1991.

²⁰ Ebd., S. 224.

²¹ Ebd.

lime durch die Christen verführt wurden, weil sie sich an den Feind gewöhnt hätten,²² was auf eine mögliche tiefsitzende Abneigung gegen die Christenheit hindeuten kann.²³ Es könnte allerdings auch eine in der Zeit und der Region geläufige Floskel sein, um sich rethorisch vom Feind zu distanzieren und die eigene Religion aufzuwerten. Auf die mögliche Absicht dieser eher negativ konnotierten Aussagen wird im nächsten Abschnitt eingegangen.

Wie man an den Quellenauszügen erkennen kann, hat Ibn Dschubair seine scheinbare Abneigung gegenüber den Christen mehr als deutlich beschrieben. Die christlichen Pilger und Franken beschreibt Ibn Dschubair in seinem Tagebuch wie folgt: „Dieser Ort gehört der Sau (*chinzira*), die Königin genannt wird; sie ist die Mutter des Königs, des Schweins (*chinzir*), des Herrn von Akka – möge Gott sie vernichten“²⁴. Deutlich wird es auch in folgendem Abschnitt: „Seine [Konstantinopels] Wege und Straßen ersticken unter dem Gedränge der Menschen so daß es schwer ist, einen Fuß auf den Boden zu setzen. Unglauben und Unfrömmigkeit herrschen dort, Schweine (Christen) und Kreuze gibt es im Überfluß“²⁵.

Obwohl Ibn Dschubair die christlichen Pilger und Angesiedelten einerseits verunglimpft, schreibt er in anderen Passagen ganz sachlich und korrekt, wie beispielsweise, wenn er die christlichen Zöllner und die einhergehende Kontrolle wie folgt beschreibt: „Dies alles geschah mit Höflichkeit und Respekt, ohne Härte und Ungerechtigkeit.“²⁶ Vergleicht man diese Aussage mit der Erzählung über die muslimischen Zollbeamten zu Anfang seiner Reise in Alexandria, muss man anmerken, dass der Autor nicht durch seine Glaubensgemeinschaft und die Abneigung gegenüber dem Christentum verleitet war, die christlichen Zollbeamten negativer darzustellen. Viel mehr berichtet er in einer Sachlichkeit, welche verdeutlicht, dass er, obwohl er immer wieder von den „Christen-Schweinen“ spricht, keine grundsätzliche Abneigung gegen die Personen an sich zu hegen scheint und seine Wortwahl lediglich auf der allgemeinen Situation der verfeindeten Glaubensausrichtungen beruht.

Dazu muss auch herangezogen werden, dass Ibn Dschubair an vielerlei Stellen die Großherzigkeit und unabdingbare Güte des Herrschers Saladin hervorhebt, was

²² Ebd., S. 225.

²³ Vgl. auch ebd., S. 224.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd., S. 226.

²⁶ Ebd., S. 225.

durch folgende Quellenzitate verdeutlicht wird: „Die Sorge des Sultans um die Fremden, die von weither kommen, geht so weit, daß er Bäder für sie errichten ließ, in denen sie sich pflegen können, wenn es ihr Wunsch ist. [...] Zu den Ruhmestaten des Sultans zählt ferner die Zuteilung von zwei Laiben Brot täglich für jeden Fremden, der sich auf den Straßen des Landes bewegt, gleich wie groß die Zahl dieser Leute sein mag.“²⁷ An anderer Stelle im Reisebericht steht geschrieben: „Der Sultan, der diese hochlöblichen Institutionen schuf und diese edlen Gesetze einsetzte, die lange Zeit mißachtet wurden, ist Saladin – Gott sei ihm gnädig“²⁸. Eventuell hegte Dschubair die Annahme, man könnte seine Schriften am Hofe Saladins lesen wollen, weshalb es möglich ist, dass der Autor daher so viele Lobeshymnen auf ihn geschrieben hat, um seine Gnade zu gewinnen. Ein möglicher Einfluss auf den Stil des Autors könnte auch von der mutmaßlich negativen Stimmung gegen Christen in seiner Heimat Al-Andalus ausgegangen sein. Wenn man von diesen Bedingungen ausgeht, ist es durchaus nachvollziehbar, dass Dschubair, obwohl er keine persönlichen Abneigungen gegen die Christen hegte, immer wieder negativ konnotierte Aussagen und Floskeln über die Christenheit getroffen hat, um bei seinen Lesern daheim und wahrscheinlich auch beim Machthaber des Ayyubiden-Reichs einen positiven Eindruck zu hinterlassen.

Die Feindseligkeit, die zwischen Saladin und den Franken vorherrschte, muss immens gewesen sein, wie man angesichts der Kämpfe, Eroberungen und Plünderungen der Gebiete durch Saladins Heer²⁹ vermuten kann. Die Abneigung zog sich aber keineswegs durch die Bevölkerungsschichten der Gebiete, wie man dem folgenden Quellenauszug entnehmen kann, in dem Ibn Dschubair aus der Perspektive eines Franken schreibt: „Die Maghribiner kamen und gingen in unser Land. Wir behandelten sie gut und nahmen ihnen nichts ab. Als sie aber in den Krieg eingriffen und sich mit ihren muslimischen Brüdern zusammenschlossen, waren wir gezwungen, ihnen diese Zahlung aufzuerlegen.“³⁰ Der Auszug beschreibt, dass erst nach einem Angriff auf eine fränkische Festung durch die Maghribiner eine Steuerzahlung für maghribinische Muslime festgelegt wurde. Das zeigt einmal mehr, dass die Herrschenden vorerst nicht beabsichtigten, die Einheimischen, Reisenden und Pilger finanziell auszunehmen, sondern viel mehr an einem friedlichen Miteinander interessiert wa-

²⁷ Ebd., S. 25.

²⁸ Ebd., S. 26.

²⁹ Vgl. ebd., S. 222.

³⁰ Ebd., S. 224.

ren. Die Expansion des Reiches, in dem sie lebten, oder der Zugewinn großer Reichtümer für Saladin hatte auf das Leben eines Großteils der Bevölkerung vermutlich wenig Einfluss. Das Geschäft mit friedlichen Pilgern und Reisenden war für die Einheimischen hingegen lebensnotwendig, was den Willen zu friedlicher Koexistenz zusätzlich unterstreicht. Das änderte sich erst durch den Eingriff der Machthaber in ihren alltäglichen Lebensbereich, wodurch sie sich gezwungen sahen, die Feindseligkeit ihres Herrschers zu adoptieren.

Ein weiteres Beispiel dafür stellt die folgende Stelle dar, wo Dschubair schreibt: „Wir bezogen ein Quartier am Meer in einem Haus, das wir von einer Christin mieteten, und beteten zu Gott, daß Er uns von allen Gefahren erretten und Sicherheit gewähren möge.“³¹ Hätte Dschubair tatsächliche, begründete Angst und Groll gegenüber den Christen gehegt, wären er und sein Begleiter wahrscheinlich kaum in das Haus einer Christin gekommen, um dort zu nächtigen. Dennoch schreibt er an diversen Stellen eine Floskel ans Ende des Satzes, dass sein Gott ihn erretten und in Sicherheit vor den Christen wiegen soll. Das unterstreicht die These der friedlichen Koexistenz, dass er als Mensch und Muslime nichts gegen die Christen per se hatte, sondern lediglich seinen Glaubensgenossen und dem Herrscher Saladin gefallen wollte und daher die Abneigung gegenüber den Christen in solcherlei Floskeln Ausdruck verlieh, ohne tatsächlichen Hass gegen die Christen zu vertreten.

Es kann auch davon ausgegangen werden, dass Pilger verschiedener Konfessionen auf ihren Pilgerreisen Beziehungen untereinander knüpften und Freundschaften entstanden. Diese Freundschaften oder Gemeinsamkeiten hervorzuheben und zu verschriftlichen, hätte Pilgern beider Konfessionen allerlei Probleme in ihren Heimatländern eingebracht. Ibn Dschubair schreibt an diversen Stellen von gemeinsamen Reiseabschnitten und Erfahrungen im interkulturellen Kontakt und scheint fast überrascht von der Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Christen, was etwa durch folgendes Zitat verdeutlicht wird: „Doch nichts verwunderte und beunruhigte uns mehr als das, was wir beim Verlassen des Palastes erlebt hatten. Ein Christ, der am Tor saß, sagte zu uns: Seht zu, was ihr bei euch habt, ihr Pilger, nicht daß die Zollbeamten über euch herfallen. [...] Geht in Frieden, ihr braucht keine Angst zu haben“³². Durch die Geschichtserzählung der damaligen Zeit sowie die staatseigene Propaganda gegen die andere Konfession oder das andere Land entstanden Feind-

³¹ Ebd., S. 225.

³² Ebd., S. 249.

bilder in den Köpfen der Pilger, was Dschubairs Überraschung über die Freundlichkeit an dieser Stelle unterstreicht.

Als letztes Argument dafür, dass christliche und muslimische Bevölkerungsgruppen durchaus friedlich miteinander koexistierten, nun noch ein letztes Zitat Ibn Dschubairs: „Darüber befindet sich eine Moschee, von der in ihrem ursprünglichen Zustand nur die Gebetsnische geblieben ist. [...] Muslime und Ungläubige versammeln sich hier, die einen wenden sich ihrem Gebetsplatz zu, die anderen dem ihren. Obwohl in den Händen der Christen, blieb die Erhabenheit des Ortes bewahrt; Gott hat darin einen Gebetsplatz für die Muslime erhalten.“³³ Auch hier lässt sich anmerken, dass er die Christen wieder floskelhaft als Ungläubige bezeichnet, Dschubair und seine Glaubensgenossen trotzdem nebeneinander und friedlich mit den christlichen Pilgern beteten und dabei trotzdem ihren jeweiligen Frömmigkeitsriten folgten. Das Verständnis der Pilger der abrahamitischen Religionen untereinander war groß, die Feinseligkeiten unter den Gläubigen gering. So konnte selbst in den intimen religiösen Stätten in Jerusalem trotz der interkulturellen und interreligiösen Diskrepanzen eine friedliche Koexistenz entstehen.

Angetrieben von ihrem Glauben an den einzig wahren Gott zog es im Mittelalter unzählige Pilger in die Wallfahrtsorte des Orients, wie beispielsweise Jerusalem oder Akkon. Muslime und Christen reisten mancherorts gemeinsam, haben gemeinsam gehaust und erlebten zumeist eine friedliche Pilgerreise, unabhängig von ihrem eigenen Glauben und der Religion der Hoheitsgebiete, durch welche sie pilgerten. Obwohl Ibn Dschubair an etlichen Stellen antichristliche und antifränkische Parolen verwendet, wurde auch immer wieder deutlich, dass er als Mensch und Muslim nicht grundsätzlich etwas gegen die Christenheit hatte. Viel mehr wurde deutlich, dass es sich bei Dschubairs Schreibweise um eine stark subjektive Sicht handelt, wie im vorausgegangenen Teil erörtert worden ist. Es ist davon auszugehen, dass er mit Floskeln und Redewendungen wie „Christen-Schweine“, „Ungläubige“ und ähnlichem die Absicht hatte, sich bei seinen Lesern beliebt und geschätzt zu machen und seine Stellung als bedeutender Poet weiter ausbauen zu können. Diese Deutung ist insofern schlüssig, als dass Ibn Dschubair im direkten Aufeinandertreffen mit den Christen diese niemals schlecht redete oder gar ihnen gegenüber handgreiflich wurde, was vor dem Hintergrund der anhaltenden Kriege zwischen den beiden Glaubensgemeinschaften nicht allzu fern gelegen hätte. Die christlichen und muslimischen Pilger existierten friedlich mit- und nebeneinander, ohne die Kämpfe der

³³ Ebd., S. 226.

Herrscher unter sich auszutragen, aber auch ohne sich einander religiös anzunähern. Viel mehr lebten sie genauso, wie ihr Gott es in ihren heiligen Schriften verlangte, also friedlich, freundlich und im Einklang mit sich und Gott auf dem Weg zu den Orten, wo sie diesem Gott am nächsten sein konnten.